

Yvonne Asmussen wurde 1967 in Hamburg geboren, wo sie auch heute noch mit ihrem Mann und den beiden Kindern lebt. Sie hat Medizin studiert und als Ärztin gearbeitet, bevor sie das Schreiben zu ihrem Beruf gemacht hat. Auf Reisen in das benachbarte Dänemark hat sie immer wieder Flensburg besucht, bis die Familie schließlich beschlossen hat, sich dort eine Zweitwohnung zuzulegen. Seit 2006 verbringt sie rund ein Drittel des Jahres in der Fördestadt. Außerdem ist sie stolze Besitzerin einer Harley-Davidson.

YVONNE ASMUSSEN

Fördehaie

KÜSTEN KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Jens-Michael, Marie-Madeleine und Joshua

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: © mauritius images/Thomas Ebelt
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2014
ISBN 978-3-95451-241-6
Küsten Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Prolog

*Gott hat seinen Engeln befohlen,
dich zu beschützen,
wohin du auch gehst.*
Ps 91,11

Das Taxi bremste und hielt direkt vor der Haustür. Nachdenklich schaute er aus dem Seitenfenster. Die Schnitzereien an der Tür waren verwittert, der Putz blätterte von den Gefachen, auf den Dachpfannen wuchsen Flechten. Und die Fenster ... Ja, die Fenster mussten auch unbedingt erneuert werden. Trotzdem war es wunderschön. Sein Haus. Über dem Türsturz stand die Jahreszahl: 1746.

Der Taxifahrer drehte sich zu ihm um.

»Das macht sieben Euro neunzig.«

Endlich wieder zu Hause, dachte Erwin Meissner und suchte in seiner Jackentasche nach seinem Portemonnaie. Seine Finger waren steif, und es dauerte, bis er den Zehn-Euro-Schein endlich aus dem Fach gezogen hatte.

Früher hast du über die Ungeschicklichkeit deiner Großmutter gelacht. Und jetzt? Jetzt bist du selbst über achtzig.

»Bitte, der Rest ist für Sie.«

»Danke!« Der Taxifahrer lächelte, nahm den Zehner und schob sich seine Kappe ins Genick. Es war eine von diesen Sportkappen, wie sie anscheinend bei den jungen Leuten modern waren. Nur noch alte Männer wie er trugen Hüte. »Warten Sie, ich helfe Ihnen beim Aussteigen.«

Die Straße war so schmal, dass für das Öffnen der Autotüren gerade eben genug Platz blieb. Doch der Fahrer war jung, geschmeidig und stand schon neben ihm, bevor Erwin den Hebel zum Öffnen gefunden hatte. Mit seinen kräftigen Händen griff er ihm unter die Arme und zog ihn auf die Füße.

»Mein Gepäck?«

»Kommt sofort.«

Der junge Mann öffnete den Kofferraum, hob den alten braunen Lederkoffer heraus und stellte ihn neben die Haustür auf das Kopfsteinpflaster.

»Soll ich Ihnen den Koffer ins Haus tragen?«

Erwin schüttelte den Kopf.

»Nicht nötig. Ich muss ihn nur über die Schwelle heben, das schaffe ich.«

»Dann noch einen schönen Tag!«

Der Taxifahrer schwang sich wieder hinter das Steuer, ließ den Motor an und fuhr Richtung Norderstraße davon. Erwin sah ihm nach. Die Reifen holperten laut über das Kopfsteinpflaster – einer der Gründe, weshalb einige Anwohner unbedingt wollten, dass der Oluf-Samsons-Gang endlich für den Kraftfahrzeugverkehr gesperrt wurde. Parkplätze oder gar Garagen gab es bei den dicht an dicht gebauten, meist aus dem achtzehnten Jahrhundert stammenden Häusern ohnehin nicht.

Sein Blick streifte das Fenster des Nachbarhauses, in dem vor altmodischen Gardinen eine rote Neonlampe leuchtete. Angelika war offenbar zu Hause und gerade nicht beschäftigt. Sie hatte sich um seine Minki gekümmert, während er im Krankenhaus gewesen war. Später würde er sich bei ihr für diese Nachbarschaftshilfe bedanken. Erst einmal musste er den Koffer ins Haus schaffen. Und Minki begrüßen.

Erwin holte den Schlüssel aus seiner Manteltasche, schloss die Tür auf und trat in den dunklen, winzigen Flur.

»Minki! Minki!«

Nichts. Er legte seinen Hut auf die Ablage und zog seinen Mantel aus.

»Minki! Wo bist du denn?«

Vielleicht hatte Angelika sie hinausgelassen, damit sie draußen herumstrolchen konnte. Er ging in die Küche und öffnete die schmale Tür, die hinaus in den kleinen Hinterhofgarten führte. Eine Weile blieb er dort stehen. Früher, als seine Hilde noch lebte, war dieses winzige Stück Land ein Schmuckstück gewesen. In den ersten Jahren ihrer Ehe hatte sie auf den nicht einmal hundert Quadratmetern Gemüse angebaut. Die Ernte war so reich gewesen, dass sie sogar noch Möhren, Salat und Kräuter hatten verkaufen können. Später hatte sie Blumen gepflanzt. Prächtige Beete mit rosa, weißen und dunkelblauen Blumen, deren Namen er sich nie hatte merken können. Wozu auch. Der Garten war allein Hildes Revier gewesen. Sie hatte den

»grünen Daumen« gehabt. Bis zuletzt. Seit drei Jahren war sie tot. Und das kleine Grundstück verkam zusehends.

Er ließ die Tür einen Spalt offen, damit Minki jederzeit wieder hereinkommen konnte, setzte sich auf einen der Küchenstühle und tauschte seine Schuhe gegen die Cordpantoffeln. Sorgfältig stellte er die Schuhe unter die Garderobe neben der Haustür. Hilde hatte immer sehr viel Wert auf Ordnung gelegt. Und daran hielt er sich auch nach ihrem Tod.

Das laute Brummen von Motorrädern drang von draußen herein. Früher hatte man dieses Geräusch hier oft gehört. Da hatten in den meisten Fenstern rote Lampen geleuchtet, und tagsüber hatten die Damen in den geöffneten Fenstern gesessen und auf Freier gewartet. Die Rocker waren regelmäßig gekommen, um ihren erheblichen Anteil an dem Gewinn der Frauen abzuholen. »Abkassieren« hatten die Mädchen das genannt. Wie oft hatte eine von ihnen bei Hilde am Küchentisch gesessen und sich beklagt.

Im Laufe der Jahre hatten neue Investoren die historischen Häuser gekauft, sie entkernt und saniert. Wo früher Bordelle gewesen waren, wohnten jetzt Architekten, Künstler, Ärzte und Anwälte. Die Prostituierten waren verschwunden – bis auf Angelika. Wie er selbst war auch sie mittlerweile ein Fremdkörper in dieser Straße geworden, ein Relikt.

»Ich bin zu alt, um aufzuhören oder mich vertreiben zu lassen«, hatte sie ihm erst vor Kurzem gestanden. »Ich bleibe hier, bis sie mich hinaustragen.« Mit knapp sechzig blieb ihr dafür vermutlich noch viel Zeit. Ihm selbst hatte man schon oft Geld geboten. Aber auch er dachte nicht daran, sein Haus zu verkaufen. Die im Krankenhaus hatten versucht, ihn zum Umzug in eine dieser Anlagen zu überreden.

»Senioreneinrichtungen« hatten sie sie genannt und ihn von den Vorteilen überzeugen wollen. Aber er erinnerte sich gut an seinen Freund, der seine letzten Monate in solch einer »Einrichtung« verbracht hatte. Dort war es wie in einem Gefängnis zugegangen – aufstehen, essen und schlafen zu festgesetzten Zeiten und Toilettengang nur, wenn zufällig gerade jemand Zeit hatte. Bereits damals hatte er seine Entscheidung getroffen.

Lewer duad üs slav.

Nein, er kam gut zurecht. Er wollte nicht in ein Altersheim.

Erwin trat an den Kühlschrank. Danuta, seine Putzhilfe, hatte ihn gut gefüllt: Eier, Milch, Butter, Wurst. Alles, was er brauchte. In einer Frischhaltebox lag sogar eine Kohlroulade. Die würde er sich zum Mittagessen aufwärmen. Aber zuerst würde er Minkis Schüsselchen mit Milch füllen.

Nebenan wurde es laut. Durch die geöffnete Tür hörte er Angelika schimpfen und die Stimmen zweier Männer. Früher waren solche Streitereien oft vorgekommen. Und, so seltsam es klingen mochte, manchmal sehnte er sich danach zurück. Die Zeit war gewiss nicht gut oder rosig gewesen. Aber es war seine Zeit. Er war jung gewesen, Hilde war jung gewesen. Und jetzt ...

Er seufzte und öffnete die Milchpackung. Dann hörte er ein Geräusch direkt über sich. Schritte? Oder Minki? Manchmal versteckte sie sich in der Wäschtruhe.

Er ging in den Flur und stieg die schmale, steile Treppe hinauf. Es waren nur zehn Stufen, aber mit der Arthrose in den Knien ging es eben nicht mehr so schnell wie früher. Er sah auf.

Die Tür zum Schlafzimmer stand offen. Eine dunkle Gestalt hob sich vor dem Fenster ab. Im letzten Augenblick konnte er sich am Geländer festhalten, sonst wäre er bestimmt vor Schreck die Treppe hinuntergestürzt.

Sein Herz klopfte bis zum Hals. Hatte der Psychiater im Krankenhaus doch recht? Bildete er sich Dinge ein, die gar nicht da waren? Es konnte doch nicht sein, dass jemand am hellen Tag in sein Haus eindrang, wo es doch bei ihm nichts zu holen gab. Oder doch? Die Gestalt wandte den Kopf, sah ihn an. Und plötzlich stand sie direkt vor ihm.

Der Mann trug eine schwarze Jacke, die Kapuze auf dem Kopf warf einen Schatten über sein Gesicht. Hatte Angelika einen Handwerker gerufen? Die meisten Betriebe schickten nur ungern ihre Mitarbeiter her – die Reparaturen an seinem uralten Haus waren knifflig und brachten wenig ein. Aber vielleicht war etwas kaputtgegangen, ein Dachziegel heruntergefallen, eine Fensterscheibe zerbrochen oder eine Leitung defekt. Das kam vor. Die elektrischen Leitungen und Wasserrohre waren jahrzehntealt und

die Fenster hier oben im Dachgeschoss noch einfach verglast. Eine aufgeschreckte Amsel reichte aus, um sie zu zerbrechen.

Der Fremde sagte nichts, sah ihn nur an. Dann streckte er seine Hand aus. Wie in einem Traum registrierte Erwin, dass er schwarze Handschuhe trug.

Das ist kein Handwerker!

Der Stoß gegen seinen Brustkorb war nicht besonders kräftig. Aber er reichte aus, dass er das Gleichgewicht verlor.

Die Treppe!, dachte Erwin entsetzt, als seine Füße keinen Halt mehr fanden. Zehn Stufen. Und du bist vierundachtzig.

Seine Reaktionen waren zu langsam, seine Gelenke zu steif, um noch rechtzeitig nach dem Treppengeländer zu greifen. In jungen Jahren hätte er das bestimmt geschafft.

Er fiel.

Der Aufprall tat viel weniger weh, als er gefürchtet hatte. Er spürte etwas Feuchtes im Gesicht und sah, dass er die Milchtüte immer noch in der Hand hielt. Milch floss auf den Boden. Er wollte aufstehen, aber er konnte sich nicht rühren, keinen Finger, nicht einmal den Kopf bewegen. Eine rote Pfütze breitete sich neben ihm aus.

Ich blute!

Sein Blick irrte hilfesuchend umher und blieb unter dem kleinen Garderobenschrank haften. Minki hockte dort, geduckt, mit gestäubtem Fell und angelegten Ohren. Sie musste sich versteckt haben.

Die Stimmen im Nachbarhaus waren verstummt.

Schritte näherten sich, kamen langsam die Treppe herunter. Der Fremde beugte sich über ihn und legte eine Hand unter sein Kinn, beinahe behutsam.

Erwin schloss die Augen. Er sah plötzlich Hilde vor sich, sie lächelte ihn an. So hatte sie immer gelächelt, wenn er abends aus dem Geschäft gekommen war.

Der Griff wurde fest, ein Daumen drückte in seine Wange. Hilde!

Das Letzte, was er hörte, war ein lautes Knacken.

Freitag, 19. April

Andreas Claasen setzte seine Unterschrift unter den letzten Brief und lehnte sich in seinem Bürosessel zurück.

Vor zwei Jahren hatte ihm sein Freund Gerd Schümann angeboten, den Firmensitz zu verlegen. In ein modernes Bürogebäude auf der anderen Seite der Förde – Glas, Stahl, Granit, Beton. Lichtdurchflutete Räume, eingerichtet von einem namhaften Innenarchitekten. Firmen der New Economy als Nachbarn. Aber er hatte abgelehnt.

Jeden Morgen, wenn er ins Büro ging, dachte er daran, wie er zum ersten Mal als Achtjähriger das Arbeitszimmer seines Vaters betreten hatte. Die hohe Decke mit den üppigen Stuckornamenten, die Doppelflügeltüren, in deren Rahmen selbst Erwachsene wie Kinder wirkten, das leise knarrende Parkett. Noch heute spürte er den Schauer, der ihm damals über den Rücken gelaufen war. Jeden Tag wieder. Sosehr er moderne Architektur schätzte – in seinem Inneren war er Nostalgiker. Auch wenn Gerd ihn scherzhaft einen »hoffnungslosen Fall« nannte. Er blieb den alten Räumen treu und genoss die Aussicht.

Der Flensburger Hafen lag ihm buchstäblich zu Füßen. Wenn er wollte, konnte er die alten Segelyachten beim Ein- oder Auslaufen beobachten. Er sah, wie aus dem gelben Schornstein der »Alexandra« dunkle Wolken aufstiegen, wenn sich das historische Dampfschiff auf die nächste Rundfahrt vorbereitete. Auf der anderen Seite der Förde standen die modernen Gebäude, in denen er ein Büro hätte beziehen können. Vor dem satten Grün des Volksparks erhob sich der Kirchturm von St. Jürgen, um den sich die Häuser des Kapitänsviertels scharten. Den Hintergrund des Panoramas bildeten die Speicheranlagen auf der einen und die Werft auf der anderen Seite der Förde. Dahinter lag ein dunkelgrüner Streifen über dem Grau des Wassers – Dänemark.

Möwen kreisten, Jogger und Radfahrer wichen den Touristen aus, die auf der Promenade entlangschlenderten und je nach Witterung die Eisbuden, Restaurants oder Glühweinstände aufsuchten. Ganz gleich, ob bei Sonne, Regen, Schnee oder Sturm: Dieser Blick war einer der Gründe, weshalb er den Firmensitz nicht nach Kiel, Schleswig oder gar Hamburg verlegt hatte, sondern in Flensburg geblieben war.

Die altmodische Sprechanlage auf seinem Schreibtisch summte. Andreas drückte auf den Knopf.

»Was gibt es?«

»Herr Claasen, Herr Schröder ist eben eingetroffen.«

Die Stimme seiner Sekretärin klang etwas verzerrt aus dem Lautsprecher. Das Gerät war ein Relikt aus der Zeit, als sein Vater die Firma geleitet hatte. Ebenso wenig wie von den alten Büroräumen hatte er sich von diesem Gerät trennen können. Im Laufe der Jahre war es für ihn zu einem Wahrzeichen für Zuverlässigkeit, Beständigkeit und Tradition seines Unternehmens geworden. Werte, die seine Kunden und Geschäftspartner zu schätzen wussten. Mochte Gerd über seine Eigenheiten ruhig schmunzeln.

Es klopfte, und die weiße Kassettenür öffnete sich mit leisem, vornehmem Knarren.

»Bitte sehr, Herr Schröder.«

Frau Petersen trat einen Schritt zurück und ließ einen dunkelhaarigen Mann in einem gut geschnittenen Anzug an sich vorbei. Andreas erhob sich und ging auf ihn zu.

»Moin. Claasen.«

»Guten Tag, Herr Claasen. Schröder.«

Rheinländer, vermutete Andreas aufgrund des Akzents. Der Begrüßung nach zu urteilen, wohnte er noch nicht lange genug in Flensburg, um sich an das »Moin« gewöhnt zu haben. Sein Händedruck war fest. Andreas deutete auf einen der beiden Ledersessel vor seinem Schreibtisch.

»Bitte setzen Sie sich doch.«

Er nahm ebenfalls Platz und musterte den Mann vor sich eingehend. Dieser Schröder machte einen sportlichen, tatkräftigen Eindruck, das Lächeln auf dem braun gebrannten Gesicht wirkte

selbstbewusst. Gerd hatte ihn als fähigen Makler empfohlen. Andreas sah keinen Grund, an dem Urteil seines Freundes zu zweifeln. Umso mehr wunderte es ihn, dass sich bisher noch kein Erfolg eingestellt hatte.

»Hat Herr Schümann Sie über mein Anliegen unterrichtet?«

»Es geht um ›Haus Fördeblick‹, nicht wahr?«

»Ja. Ich wollte hören, wie weit Ihre Bemühungen gediehen sind.«

Schröders Lächeln hatte etwas Nachsichtiges.

»Das Interesse hält sich in Grenzen. Wir inserieren bereits seit acht Wochen in den gängigen Flensburger Tages- und Wochenzeitungen. Aber –«

Andreas schnitt ihm mit einer Geste das Wort ab.

»Ich habe die Anzeigen gesehen«, sagte er, zog eine Zeitung aus der Schreibtischschublade und las vor: »Drei ZiW, B, K, von privat.« Er warf die Zeitung auf den Tisch. »Und so klein gedruckt, dass man zum Lesen eine Lupe braucht. Wer soll sich bitte daraufhin melden? Sehen so etwa Ihre Bemühungen aus? Meine Sekretärin hätte das besser gemacht!«

»Wir haben auch eine Anzeige mit Bild geschaltet.« Es klang ein wenig beleidigt.

»Und wie viele Interessenten haben sich daraufhin gemeldet?«

»Ich habe die Zahl gerade nicht im Kopf, aber ...«

Andreas beugte sich vor.

»Wissen Sie was? Ich habe den Eindruck, dass Sie die Wohnung gar nicht vermieten wollen.«

Schröder sah ihn überrascht an.

»Aber ich dachte ...«

»Es ist mir egal, was Sie denken. Ich will, dass Sie einen Mieter für die Wohnung finden. Und zwar so schnell wie möglich.«

Der Makler schluckte.

»Offenbar habe ich die Dringlichkeit Ihres Anliegens falsch eingeschätzt.« Er fuhr sich mit der Zungenspitze über die Lippen. »Aber Sie können beruhigt sein, Herr Claasen. Für heute Nachmittag um siebzehn Uhr habe ich die erste Besichtigung angesetzt. Ich kann Ihnen eine Liste der Interessenten vorlegen, wenn Sie möchten.« Er holte aus seiner Ledermappe einen

Bogen Papier hervor und reichte ihn über den Schreibtisch, doch Andreas winkte ab. »Wie Sie wünschen.«

Schröder steckte das Blatt wieder in die Mappe zurück und wollte sich erheben.

»Bleiben Sie noch einen Moment sitzen. Ich muss noch sicher sein, dass Sie auch meine Vorstellungen von dem zukünftigen Mieter kennen.« Andreas lehnte sich zurück und faltete die Hände über dem Bauch. »Wie soll ich es ausdrücken? Jemand aus einem medizinischen Beruf wäre ideal. Falls möglich, eine Frau, und zu alt sollte sie auch nicht sein.«

Schröder runzelte die Stirn.

»Ich glaube, da war jemand auf meiner Liste, der zu diesem Profil passt.«

»Hervorragend. Sorgen Sie dafür, dass die Frau einziehen will. So schnell es geht.«

Der Makler sah auf.

»In Ordnung. Haben Sie einen festen Zeitplan vor Augen?«

Andreas schwieg einen Augenblick und sah Schröder an. Wie schaffte Gerd es nur, solche Mitarbeiter zu finden? Wenn er seine Sekretärin darum bat, ausnahmsweise die Briefe direkt zur Post zu bringen, konnte er sich auf eine lange Diskussion über das Wie und Warum einstellen, zusätzlich zu den Klagen über Überstunden und ihren harten Arbeitstag. Schröder hingegen fackelte nicht lange. Von ihm wurde verlangt zu springen, und er fragte nur, wie hoch.

»Nein«, sagte Andreas und schüttelte den Kopf. »Kein Zeitplan. So schnell wie möglich.«

»Gut.« Schröder nickte. »Haben Sie noch einen Wunsch, eine Anmerkung?«

»Nein.« Andreas erhob sich und begleitete den Makler bis zur Tür. »Was sagten Sie, wann die Besichtigung stattfindet?«

»Heute um siebzehn Uhr.«

»Vielleicht werde ich dazustoßen, ich müsste zwar einen Termin verlegen, aber ... Das heißt, wenn es Ihnen nichts ausmacht. Ich möchte Ihnen auf keinen Fall das Gefühl geben, Ihnen in Ihre Arbeit dreinreden oder Sie beobachten zu wollen.«

Der Makler zuckte mit den Schultern und lächelte breit.

»Nein, ganz und gar nicht. Wenn Sie es einrichten können, warum nicht? Sie sind schließlich der Auftraggeber!« Er reichte ihm die Hand. »Dann bis nachher im »Haus Fördeblick«. Sollten wir uns doch nicht sehen, werde ich mich bei Ihnen melden, sobald ich eine Mieterin gefunden habe.«

Die Tür fiel ins Schloss.

Schröder gefiel ihm. Er schätzte tatkräftige Menschen.

Andreas trat ans Fenster. Die Frühlingssonne ließ die Förde funkeln. Zwei Kinder fütterten die Schwäne und Enten, und eine schneeweiße Segelyacht fuhr in den Yachthafen ein.

Der erste Schritt ist getan.

Punkt fünf Uhr stand Christina Martens vor dem Haus Batteriestraße Nr. 2a auf dem schmalen Gehweg und wartete mit einem halben Dutzend weiterer Interessenten auf den Makler. Dabei versuchte sie, das Foto aus der Anzeige mit der Realität in Verbindung zu bringen. Das Bild einer verträumten Jugendstilvilla mit dem Flair eines verwunschenen Schlosses und dem verheißungsvollen Namen »Fördeblick«.

Sie haben dich alle gewarnt, dachte sie. Dein Bruder, deine Kollegen, die Krankenschwestern auf der Station, sogar ein Patient. Aber du wolltest nicht hören. Das hast du jetzt davon.

Sie war bitter enttäuscht.

Die Villa machte einen heruntergekommenen und verlassenen Eindruck, obwohl Gardinen und Töpfe mit Azaleen und Orchideen in den Fenstern des Erdgeschosses zumindest einen Bewohner vermuten ließen. »Fördeblick«. Der Name des Hauses musste aus einer Zeit stammen, als es die Fabrik auf der anderen Straßenseite noch nicht gegeben hatte. Zweifelnd betrachtete Christina den Zaun, unter dessen schwarzer Farbe der Rost Blasen warf. Ein von Unkraut überwuchertes Beet bildete den Vorgarten. Ausgetretene Stufen führten zur Eingangstür. Die Holzschnitzereien waren schön, aber ein neuer Anstrich war mehr als überfällig, und eine der Scheiben war durch ein Stück Pappe ersetzt worden. Von den Fensterrahmen blätterte der Lack ab.

Eine dunkle Wolke schob sich vor die Sonne, und die gelbe

Fassade nahm eine schmutzig graue Farbe an. Die Risse im Putz waren auf dem Foto nicht zu sehen gewesen. Ebenso wenig wie die halb verfallene Holzbude auf dem Nachbargrundstück, die ein kaputtes Schild als »Kiosk« auswies. Dem Zustand nach zu urteilen hatte der Betreiber sein Geschäft bereits vor zehn Jahren aufgegeben. Über ihr kreischten Möwen, und der Wind wehte eine seltsame Duftmischung herbei – es roch nach Meerwasser, das konnte sie nicht leugnen. Aber auch nach Müll.

Und dafür hast du dich abgehetzt, Susanne auf der Station mit den Angehörigen der Patienten allein gelassen und die Entlassungsbriefe auf Montag verschoben, dachte Christina.

Sie sah auf die Uhr. Es war Viertel nach fünf, und sie fragte sich, ob der Makler sie ebenso vergessen hatte wie der Rest der Welt dieses Haus. Herr Schröder, wie der Mann hieß, war seit einer Viertelstunde überfällig. Und mit jeder Minute, die verstrich, schwanden auch ihre Illusionen über die kleine Villa. Alles, was jetzt noch fehlte, war ein kräftiger Regenguss.

Christina war kurz davor, zu gehen, als endlich ein dunkelblauer BMW auf der Auffahrt neben dem Haus bremste. Ein Mann stieg schwungvoll aus. Er zog sich das Jackett über sein weißes Hemd und nahm eine Ledermappe vom Beifahrersitz. Er war braun gebrannt, sein dunkles Haar sorgfältig frisiert. Mitte dreißig, dynamisch und erfolgreich. Und doch wirkte er nicht ganz echt.

»Guten Tag!«, sagte er mit einem strahlenden Lächeln, das schneeweiße Zähne entblöbte. »Verzeihen Sie bitte die Verspätung, ich wurde im Büro aufgehalten.« Er schüttelte jedem von ihnen die Hand, fragte sie dabei nach ihren Namen und hakte sie auf einer Liste ab, als wären sie eine Reisegruppe. »Haben Sie noch Fragen, bevor wir mit der Besichtigung beginnen?«

»Was ist das für ein Geruch?«, erkundigte sich einer der anderen Interessenten, ein Mann, der mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern erschienen war.

»Das ist der Fleischmarkt gegenüber. Das merkt man kaum. Meist haben wir ja Westwind.« Herr Schröder lächelte unbekümmert. »Bisher hat sich noch keiner der Mieter beschwert.

Und wenn Sie die Räumlichkeiten erst einmal gesehen haben, werden Sie ohnehin alles andere vergessen.«

Das fürchte ich auch, dachte Christina und sah wieder zweifelnd an der Fassade hoch. Was soll's. Ich habe nichts Besseres vor. Und wenn ich schon mal hier bin, kann ich mir die Wohnung auch ansehen.

Aus der Ferne näherte sich ein dröhnendes Motorengeräusch.

Kein Geld.

Anfangs hatte er gedacht, er habe die Bankangestellten nicht richtig verstanden. Das Englisch der beiden war beinahe noch schlechter als sein Deutsch.

»Sie sind Neil McKinnley?«

»Ja.«

»Wir bedauern, Herr McKinnley, wir können Ihnen kein Geld auszahlen. Die Kreditkarte wurde gesperrt und das Konto eingefroren.«

Die Worte hämmerten immer noch durch Dukes Hirn, während er die Straße entlangfuhr. Und er sah die beiden vor sich: die etwas pummelige Frau mit den blonden Strähnen und dem dezenten cremefarbenen Kostüm. Und ihr Vorgesetzter mit dem grauen Schlips und der randlosen Brille, den sie sich zu Hilfe geholt hatte. Als ob er vorhätte, sie mit vorgehaltener Waffe zu berauben. Man konnte nie wissen.

Es hatte eine Weile gedauert, bis er verstanden hatte, was »eingefroren« im Zusammenhang mit einem Bankkonto bedeutete. Frozen. Er konnte nicht mehr mit Kreditkarte zahlen und kein Geld mehr abheben. Nichts mehr. Nicht einmal einen Cent.

»Aber warum?«

»Über die Gründe können wir Ihnen nichts sagen«, hatte der Typ erklärt und dabei etwas hinter seinem Rücken an der Wand fixiert, anstatt ihm ins Gesicht zu sehen. »Sie werden gebeten, sich mit Ihrer Bank in Glasgow in Verbindung zu setzen.«

»Was ist mit den monatlichen Abbuchungen – Handyvertrag, Versicherung ...?«

Ein flüchtiger Blickkontakt. Schweißperlen standen auf der Stirn des Bankangestellten, als fürchtete er jeden Augenblick

den Ausbruch roher Gewalt. Und Duke hatte begriffen, dass die beiden glaubten, die Kreditkarte sei gesperrt worden, weil er zu Hause per Haftbefehl gesucht wurde.

»Um Ihre Fragen zu klären, sollten Sie sich an Ihre Bank in Schottland wenden. Oder an Ihren Anwalt. Wir können leider gar nichts für Sie tun, Herr McKinnley. Und jetzt ...«

Den Rest hatte Duke sich erspart. Er hatte die Bank so schnell wie möglich verlassen und seinen Anwalt angerufen. Zum Glück hatte er sein Motorrad direkt davor geparkt.

Kein Geld!

Über die Gründe können wir Ihnen nichts sagen.

Er schon. Es konnte nur einen Grund geben. Und er kannte sogar den Namen.

Die Ampel vor ihm wurde grün, und er gab Gas. Rechts flog der Hafen von Flensburg an ihm vorbei. Die Harley vibrierte unter ihm, ihr Motor klang wütend, fast rachsüchtig, als er nach links ausscherte und einige Pkws überholte. Manchmal kam ihm seine Maschine vor wie ein lebendiges Wesen, das seine Stimmungen teilte. Die Harley konnte flüstern, schnurren, stöhnen, heulen oder knurren. Er setzte den Blinker.

Über die Gründe können wir Ihnen nichts sagen.

Sein Anwalt hatte ihm empfohlen, keine voreiligen Schlüsse zu ziehen. Aber er wusste es besser. Es lag bestimmt an Millicent, Millicent McKinnley. Der Name war so bescheuert wie die Frau. Platinblond, dreiundfünfzig Jahre alt, geldgierig und unglücklicherweise zweiundzwanzig Jahre mit seinem Vater verheiratet gewesen. Seit ein paar Wochen spielte sie jetzt die trauernde und von ihrem missratenen Stiefsohn schändlich betrogene Witwe. Selbst von der Beerdigung hatte sie ihn ausschließen wollen. Zwei Polizeibeamte hatten ihn am Kirchenportal einer gründlichen Leibesvisitation unterzogen, bevor er endlich zum Sarg seines Vaters durfte. Dass sein alter Herr ihn so großzügig in seinem Testament bedacht hatte, musste für Millicent wie ein Stich ins Herz gewesen sein. Zu glauben, dass sie es dabei belassen würde, war allerdings mehr als naiv gewesen. Für diese Dummheit musste er jetzt bezahlen. Im wahrsten Sinne des Wortes.